

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1917

73 (27.3.1917) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage.

Brot . . . !

Aus den Vortagen der russischen Revolution 1917.

Nach dem Russischen von H. P. Lorenz.

Durch die enge, schmutzige Gasse schlingelt sich eine schier unübersehbare Menschenkette dahin. Das Thermometer zeigt dreißig Grad, und der Schnee lag hoch, aber trotzdem möchte die finstere Gasse den gleichen abstoßenden, schmutzigen Eindruck, wie zu allen anderen Jahreszeiten, ja es war, als sei aller Unrat, der sich in ihren Kinnsteinen herumtrieb, in der eifigen Kälte zu großen Massen zusammengefroren, um die Luft mit seinem Gestank nur um so besser verpeisen zu können.

Die Gasse war die Hauptstraße von Beschi, dem Armenviertel von Petersburg, und die Hunderte von Frauen, die in ihr aufgestellt hatten, warteten nun seit Stunden beiseits ähnelnd im Februarstolz, um von der Verteilungsstelle ihren knapp bemessenen Anteil an Brot zu bekommen.

Oh, es ging ihnen in diesem Winter in der Tat unerträglich schlecht! Wie lange mochte es schon her sein, daß sie das letzte Mal einen vernünftigen Bissen gegessen hatten? Ein Jahr oder gar noch länger vielleicht. . . Und früher hatten sie für ihr Geld wenigstens doch noch irgend etwas bekommen, aber jetzt mochten sie Geld haben oder nicht, sie bekamen doch nichts. — es wurde von einem Tag zum andern schlimmer. . . Wie sollte das noch werden? Und wo waren all das Brot und Fleisch und die anderen Sachen hingekommen? Wo wer darauf hätte antworten können! Für den Krieg brannten sie, sagten die Einen. Gestohlen haben sie, sagten die anderen. Aber es mußte wohl doch mit dem Krieg zusammenhängen, denn erst seit der Ausbreitung war, war diese Not über das Volk gekommen.

Manchmal war einer unter der Schar der Wartenden, der die Zeitung zu lesen verstand und erzählte, nun habe Rußland gewaltige Siege über die Feinde davongetragen, und nun zeige es sich, daß niemand gegen den Zaren und seine Soldaten bestehen könne. Ganz Europa werde bald Rußland zu Füßen liegen, und dann werde man alles Geld nehmen, das die Feinde überhaupt haben, und werde es unter das Volk verteilen, und bei jedem würden die Silberkugeln in den Taschen klirren, und alle Not werde auf einmal ein Ende haben. Das mächtigste Reich von der Welt werde Rußland sein.

Einstweilen aber hungerte man noch. Die Brotverteilungsstelle wurde erst um acht Uhr morgens geöffnet, seit acht Uhr abends standen die Wartenden bereits auf ihren Klagen, denn jedermann wollte möglichst vorne sein, um nicht mit leeren Händen abziehen zu müssen.

Lisaweta war als eine der Ersten gekommen; sie stand unmittelbar an den Stufen, die zur Verteilungsstelle hinauf führten, und dieser Gedanke wärmte sie gleichsam in der schneidenden Kälte.

Nicht ein einziges Bröckchen Brot im ganzen Haus! Die Kinder, die den Tag über gehungert hatten, hatten sich, als sie ging, eins nach dem andern in Schlaf gewiegt, und nur Sponja, die Älteste, hatte lange nicht einschlafen können, weil sie so furchtbar fror. Da hatten es die vier anderen schon kesser, die alle in ein Bett gefroren waren, um sich gegenseitig warm zu halten. . . Aber Sponja — nun ja, sie hatte ja eigentlich nicht einmal etwas, um sich zuzudecken, nichts als den alten, gerissenen Rock, den der Vater zurückgelassen hatte, als er Soldat werden und weit fortziehen mußte. Und seitdem hatte man nichts wieder von ihm gehört.

Lisaweta trat von einem Bein auf das andere und stampfte dabei tüchtig auf, um die Füße zu erwärmen. Welch eine qualvolle Kälte das doch war! Es war, wie wenn die Zungen der wartenden Frauen ihnen im Munde angefroren seien; keine sprach ein einziges Wort. Es war, wie wenn die Kälte ihnen bis ins innerste Herz gedrungen sei, um sich dort zu der Erkenntnis zu verdichten: alle, die da neben und vor und hinter dir stehen, sind deine Feindinnen, gegen die du aus allen Kräften ankämpfen mußt, denn ein jedes Brot, das eine von ihnen davonträgt, das nimmt sie ja dir und deinen Kindern! . . . Wenn sie nicht alle so unendlich müde gewesen wären, so wären sie vielleicht in plötzlicher Verzweiflung aufeinander losgestürzt und hätten geschrien und geschlachtet, gebissen und sich gegenseitig die Haare ausgerauft; so aber standen sie schweigend und finster da und starrten aus toten Augen in die stille, eijige Nacht.

Im Osten zog qualvoll langsam die Morgendämmerung herauf.

Lisaweta hatte alles Vermögen, sich zu bewegen, verloren; sie fühlte ihre Glieder nicht mehr und hatte nur noch das eine Gefühl: wenn jemand jetzt nach dir schlagen würde, so würdest du zerpringen wie ein Eiszapfen zerpringt, der von der Höhe des Daches auf die Straße hinabfällt. Aber sie mußte doch, daß sie noch lebte, und wie tausend Nadeln mit unerträglichem Schmerz in ihre Haut drangen. . . Nein, sie konnte nicht mehr länger! Und sie stieß einen Angstschrei aus und sank in den Schnee.

Die andern reckten die Häse, um zu sehen, was da vorne los sei, aber keine machte Miene, auch nur einen Finger zu rühren. — eine Freundin weniger also! Und nun sollte ja die Brotverteilung auch bald beginnen!

Zwei Gendarmen fanden sich ein, um nach der Ordnung zu sehen, hoben die am Boden Liegende auf und setzten sie auf die Kreppe hin.

Der stehende Schmerz im Körper war vorüber, und sie hatte nur noch das Gefühl, so furchtbar, so unendlich müde zu sein, und ganz, ganz stillliegen zu wollen. Ja, es war ja, als sei die Wärme in ihrem Körper zurückgekehrt, und die Sonne schmecke ihr direkt in die Augen und

machte lauter kleine Sternchen vor ihnen aufblinzeln. Und dann kam eine warme, rosa Wolke gefahren und fuhr sie aus der schmutzigen, engen Gasse heim zu den Kindern, die eine ganz warme Stube hatten und in schneeweißen Betten schliefen. Und am Tisch stand jemand, der ihr den Rücken zuwandte, und sich am kummenden Samowar zu schaffen machte. Sie ließ einen Jubelschrei aus: Betja, ihr Mann, war aus dem Kriege heimgekehrt! Ah, und wie die ganze Stube nach Tee und frischem Brot duftete. Richtig, da auf dem Tisch lag ja ein ganzer Berg aufgeschichtet! Und Betja lächelte sie glücklich an, drehte seine Taschen um, und heraus fällt, klirrend und klirrend, nichts als Gold, alles Gold, das er den Feinden abgenommen hat. Nein, so glücklich war Lisaweta zeitweilen noch nie gewesen.

Die Tür der Verteilungsstelle wurde von innen geöffnet, und Lisaweta fiel mit dem Oberkörper in das Lokal hinein. Sie war tot, und über ihre Leiche hinweg drängten die anderen schreiend und freischend vor. . .

„Brot! Brot! Brot!“ Wie ein einziger wider, alles überdröselnde Schrei durch die enge, schmutzige Gasse, durch die Stadt, ja über das weite, zermarterte Rußland hin zu klingen.

Vom Schmiedeeisen zum Bessmerstahl.

Das „eiserner Zeitalter“ vor hundert Jahren hat sich in ein „stählernes Zeitalter“ gewandelt, ersprechend den ungeheuren Anforderungen an Kraft und Nervent, die der Weltkrieg vom deutschen Volke fordert. Da mag in einem kurzen Ueberblick daran erinnert werden, wie die Menschheit mit dem Eisenerz gerungen hat, bevor sie es zu seiner höchsten Vollkommenheit, dem heutigen Stahl, steigerte. Das vor kurzem in neuer Auflage erschienene Werk: „Die Chemie im täglichen Leben von Prof. Rastar-Cohn“ gibt dazu einen vorzüglichen Führer in die Hand. Die älteste Form der Bearbeitung des Eisens ist das Schmiedeeisen, dessen Herstellung zuerst die Phylister ums Jahr 1500 v. Chr. herausgefunden haben sollen. Auch die Gewinnung des Schmiedeeisens hing ganz von der Höhe des Kulturzustandes in den einzelnen Ländern ab. Cäsar berichtet, daß in Britannien, wohin er um die Mitte der 50er Jahre v. Chr. kam, Gold und Eisen ziemlich gleichwertig behandelt wurden, denn die Bewohner des Landes besaßen nur das Wenige von diesen Metallen, was durch Händler hinkam. Die Eisenherstellung war also zu jener Zeit in England noch unbekannt, während es später Jahrhunderte lang die bedeutendste Kobleisenproduktion auf Erden besaßen hat. Erst kurz vor Beendigung des 19. Jahrhunderts überholte die Produktion der viel größeren Vereinigten Staaten von Nordamerika die Eisenzeugung Englands und bald darauf überflügelte sie auch Deutschland. Wie ungeheuer die Eisenzeugung der Welt in den letzten 100 Jahren gestiegen ist, beweist die Tatsache, daß die Weltzeugung im Jahre 1907 auf 760 000 Tonnen belief und gegenwärtig etwa 66 Millionen jährlich beträgt. In jeder Minute werden also jetzt 1 200 000 Kilo Kobleisen produziert. An der Spitze stehen die Vereinigten Staaten von Nordamerika, die 1910 27 636 687 Tonnen hervorbrachten, während im gleichen Jahre Deutschland 14 793 325 Tonnen und England 10 380 212 Tonnen erzielte. Eine solche Eisengroßindustrie war erst durch die Erfindung des Gußeisens möglich, denn die Hochofen, in denen das Gußeisen gewonnen wird, mußten, einmal in Gang gesetzt, Tag und Nacht durcharbeiten, sonst würden und blieben sie gar nicht heiß genug, um überhaupt Eisen auszuschnmelzen. Das im Hochofen erschmolzene Kobleisen wurde die Grundlage aller Eisenindustrie. Ums Jahr 1600 war man auf diesem Punkt der Entwicklung angelangt. Namentlich in England hatte die Herstellung des Kobleisens schon damals einen großen Umfang angenommen. Die Hochofen waren aber damals noch an die Bedingungen des Grund und Bodens gebunden, während ihre Existenzmöglichkeit heute lediglich durch die wirtschaftlichen Verhältnisse bedingt ist. So konnte z. B. 1895 eine Hochofenanlage größten Stils in der der Nähe von Stettin errichtet werden, obgleich es in der norddeutschen Tiefebene weder Eisenerz noch Koble noch den für die Schlacke nötigen Kalkstein, die Grundbedingungen der Eisenzeugung gibt. Der glänzende Erfolg der Stettiner Anlage ließ dann im Jahre 1905 eine ähnliche Anlage bei Lübeck und 1907 eine bei Emden entstehen. Es war die große Tat der Chemie, die ununterbrochen an der Aufklärung der Vorgänge im Hochofen arbeitete, daß unsere Generation aus der Periode der Eisenzeit in die der Stahlzeit eintreten konnte. Den entscheidenden Fortschritt in der Bearbeitung des Eisens ermöglichte die Erfindung des Engländer Cort, der im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an die Stelle des alten Hämmerverfahrens das Walzen des Schmiedeeisens setzte. Wie so viele große Erfinder hat Cort selbst keinen materiellen Erfolg von seinen die Industrie umwälzenden Arbeiten gehabt. Er opferte all seine Mittel für die notwendigen Versuche und starb schließlich im Elend. Versuche der Stahlzeugung waren schon zu Anfang des 18. Jahrhunderts unternommen worden. Einen wirklich gleichmäßigen Stahl, der bis auf den heutigen Tag nicht übertriften worden ist, erfand der englische Uhrmacher Huntsman im Jahre 1780. Mit der Anfertigung von stählernen Uhrfedern beschäftigt, gemietete ihm die ungleichmäßige Beschaffenheit des Zementstahls, mit dem er arbeiten mußte, nicht mehr und es gelang ihm, kleine Quantitäten Zementstahl im härtesten Demeier zu Gußstahl umzuwandeln. Dieser Gußstahl, der zunächst das Geheimnis einiger englischer Fabriken blieb, war außerordentlich teuer. Mit größter Konsequenz arbeitete an der Ergründung dieses Geheimnisses der Schöpfer der Kruppischen Eisenwerke, seine Lösung gelang seinem Sohne, der tadellosten Gußstahl produzierte. Dieser Beleggußstahl wurde dann durch einen viel billigeren Stahl ertelt, nämlich dem der Engländer Besse-

mer die Welt beglückte. In einem am 13. August 1856 in Cheltenham gehaltenen Vortrag verkündete er seinen kühnen Höreern, daß Stahl, der bisher 1000—1200 Mk. für 1000 Kilo gekostet hatte, durch sein neues Verfahren für 120 bis 140 Mk. hergestellt werden konnte. Mit dieser Erfindung war das „stählerner Zeitalter“ erst recht eigentlich angebrochen.

Dermisches.

Weltgericht oder Bagatelgericht? In der „Stem im Belgie“ teilt der Jesuitenpater Van Rierlo folgende Geschichte mit, die ihm ein belgischer Soldat erzählt hat: Während der Belagerung von Antwerpen lagen Belgier auf offenen Feldern mitten im schlimmsten Mitrailleurfeuer, vor dem sie sich in einem Wassergraben zu decken versuchten. In dieser Not schlug einer vor, gemeinsam einen Kofienkranz zu beten. Alle waren damit einverstanden, mit einer einzigen Ausnahme. Dieser Ungläubige erklärte, er wolle von all diesen Dingen nichts wissen, und als einer der Soldaten mit dem Vaterunser begann, schrie er drohend: „Ich protestiere. . . ich protestiere, nom de Dieu“ (Gottverdammt). „Aber er hatte“ — so erzählt der Soldat — „nicht die Zeit, seinen Fluch zu vollenden. Er hatte just den Kopf etwas ausgerichtet, um uns sein Gesicht zuzukehren, und in demselben Augenblick traf ihn eine Kugel in die linke Stirn. Er fiel mauletot in den Graben. Und da — ich kann es nicht anders sagen, denn es ist die laukere Wahrheit — da habe ich Gott geschaut. Und ich kann versichern, daß ich nie besser und trüger und mit mehr Vertrauen gebetet habe als in diesem Augenblick. Wir alle, die dabei waren, konnten nichts anderes denken oder fühlen, als daß Gott über uns hinwegzöge.“ — Die Geschichte klingt sehr erbaulich, aber sie verliert einigermassen ihre Beweiskraft dadurch, daß der Erzähler selbst berichtet, daß der Gottlose in dem Augenblick getroffen wurde, wo er seinen Kopf emporhob, so daß man meinen könnte, daß er bei größerer Vorsicht nicht getötet worden wäre. Ueberzeugender wäre sie, wenn sich zum Beispiel einer der Väter gleichfalls ausgerichtet hätte und auch in die Stirn getroffen worden, aber trotzdem unversehrt geblieben wäre. Wie war es übrigens mit den anderen Soldaten, die an jenem Tage — und auch sonst — gefallen sind? Sie sind doch nicht alle wegen lästerlicher Worte oder Taten bestraft worden? Ist der Tod auf dem Schlachtfeld eine Strafe, liegt dann in der Annahme, daß auch Schuldlose ihn erleiden, nicht eine Gotteslästerung, die ärger ist als das gedankenlose Ansprechen eines vollstimmlichen Fluches? Und sieht man, wie das die Gläubigen doch tun, in der Entscheidung von Schlachten und Kriegen ein Gottesgericht über die Völker, wie vereinbart man damit, daß die Gottheit ihren Richterposten von dem privaten Verhalten der Soldaten beeinflussen läßt? Natürlich wird es auch einem Ungläubigen, der die Ueberzeugung jedes Menschen respektiert und die Macht des Selbsterhaltungstriebes würdigt, nicht einfallen, über die naive Vermengung von Egoismus und Frömmigkeit zu höhnen, womit sich mancher mitten in dem großen Sterben selbst durch Annahme einer höheren Macht zu schützen meint. Aber der prüfliche Herr Baker, der solche naive Erzählungen als Zeugnis der Wunderkraft des dogmatischen Gehirns ansieht, möchte, muß sich schon gefallen lassen, daß man über ihn weniger milde denkt.

Reif in der Nacht.

Auf Postenschau Vergeinamkeit. Das Drahtverhar ist zugehört.	Der Wind blüht hoch in Eis und Schnee. In mir entzückt schäumt dunkles Weh.
Am Himmelstrand der zarte Mond über dem Rand in Silber thront.	Mein Auge streift jäh das Gewehr: ganz überreift und blühend über!
Sinnliche Lust in kühler Sicht! Die breite Brust dem Sternensicht.	Mit einem Mal treift mich die Nacht: Sohn blüht der Stoff! Wald reißt die Frucht!

Musikf. Max Barthel.

Heiteres.

Das Felspötmittel. „Zwei Birn“ geht nach dem Besten, zwei nach im Oten und eine sogar nach Mumien — das hält sich die gute Sau nicht träumen lassen, daß es noch so weit in der Welt herumkommt!“

Furcht und Hoffnung. „Der junge Herr dort drüben neigt mir so eigentümliche Blicke zu, entweder hat er eine Religion zu mir oder er hat seine Heiligkeit vergessen.“

Ein Vorsichtiger. Chef: „Was Herr Reier, bei diesen kühnen Zeiten eben Sie Gefühls mit Dunscht?“ — Kommiss: „Aus Vorsicht, Herr Spoh, die Zeiten können ja noch schlechter werden.“ (Aus den „Hilfen“) .

Da haben sie die Pläne. . . In Penikelen der „Mogeburg“ Zeitung“ läuft ein Roman Omicidas „Die sieben Gemay“. Darin findet sich — Mittwochabend vom 15. März — viele gefühlsvolle Stellen.

Da haben sie die Pläne und schauken sich an, lange, daß Glare die Augen anfangen überzugehen. Und sie verstanden sich nun auch so ohne die Worte“

Selbst unsere Gelben zu Kaiser und zu Saubel
Seidnet die 6. Kriegsanleihe!

Unsere Reier werden auch ihre Pläne haben und fragen, so bemerke unser Rachebunge Parteiorgan hierzu, warum und wie sie Glare die Augen übergehen, wenn sie und ihr männliches Gegenüber an die letzte Kriegsanleihe denken. . .